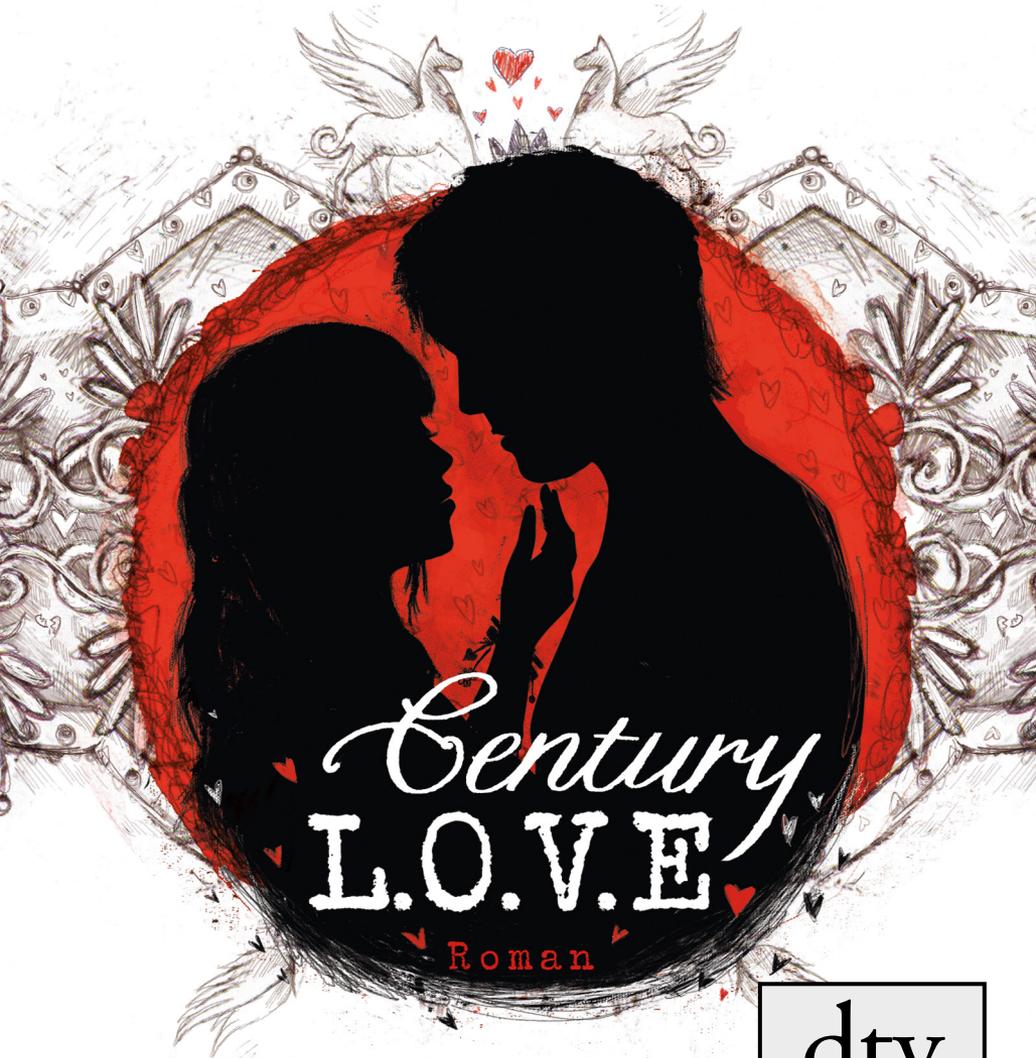


Dee Shulman



Century  
L.O.V.E.

Roman

Tödliches  
Fieber

dtv  
ebook

# Auf der schiefen Bahn

York, England

2012 n. Chr.

»Was ist bloß mit dir los, Eva?«

Ich zuckte die Achseln, weil ich nicht wusste, wo ich anfangen sollte.

»Was hast du denn die ganze Zeit gemacht, wo du in der Schule sein solltest?«

»Äh ... dies und das.«

»Was soll das heißen?«

*Ach, willst du das wirklich wissen, Dad?*

»Eva, was soll nur aus dir werden?« Mum konnte sich offenbar auch nicht mehr zurückhalten.

Woher zum Teufel sollte ich wissen, was aus mir werden sollte? Aber danke, Mum, dass du mich erinnerst: Ich habe ja ohnehin keine Zukunft und du ergreifst sowieso immer *seine* Partei.

Ich starrte zurück. Da saßen sie, meine Mutter und mein Stiefvater Colin. Fehlte nur noch der liebe Ted (*sein* Sohn, nicht etwa mein Bruder), damit es drei gegen einen stand.

»Ich habe es so satt, Eva«, sagte Colin. »Raus! Geh mir aus den Augen ...«

»Nichts lieber als das«, murmelte ich, als ich an ihm vorbei in mein Zimmer stürmte.

Mein erster Impuls war, zur Gitarre zu greifen, den Verstärker aufzudrehen und loszuschreien. Doch ich liebte meine Gitarre – die meines Vaters – zu sehr. Ich wollte irgendwas kaputt machen. Obwohl ich versuchte, meine Atmung unter Kontrolle zu bringen, wurde ich immer wütender. Ich musste hier raus. Ich nahm meine Jacke und knallte die Haustür hinter mir zu.

Dann lief ich ... durch die Stadt, durch den Park, den Hügel hinunter zum Fluss. Ich nahm den Treidelpfad, ignorierte die Jogger, die Hundebesitzer und die unvermeidlichen Pfiffe der Jungs. Ich ließ nichts an mich heran, konzentrierte mich nur aufs Laufen – bis die erstickende rote Glut endlich erkalte und ich mich langsam beruhigte.

Ich brachte sogar ein kurzes humorloses Glucksen zustande. Denn ausnahmsweise hatte Colin einen guten Grund zum Ausrasten gehabt.

Ich war von der Schule geflogen – *schon wieder*.

Und selbst ich wusste, dass es beim zweiten Mal richtig schwierig wurde. Obwohl ich seit Monaten nicht mehr zum Unterricht erschienen war, tat sich in diesem Moment ein riesiges schwarzes Loch vor mir auf. Meine Zukunft.

Ich hatte Bauchschmerzen. Es machte mir Angst, mit sechzehn schon so am Ende zu sein.

Allerdings hatte ich überhaupt keine Lust, über mein Leben nachzudenken oder darüber, wie es so weit hatte kommen können. Ich musste einfach weiterlaufen und das Ganze

verdrängen. Doch mein Gehirn hörte nicht auf, in alle möglichen Richtungen zu denken.

Mein Gehirn.

Mein Gehirn war definitiv der Grund für meine Probleme. Wie oft hatte ich mir schon gewünscht, ich wäre ganz normal. Doch war ich jemals normal gewesen? Oder glücklich? So wie die anderen Kinder?

Meine Erinnerung reichte nur bis in die Zeit zurück, als es anfang, schwierig zu werden ... als ich begriff, dass eine Begabung auch ein Fluch sein konnte.

Wie alt war ich da? Vielleicht sechs. Mein Vater war damals schon tot, seit einem Jahr ungefähr ... Und auch wenn Mum nach Monaten endlich aufgehört hatte, die ganze Zeit zu weinen, hielt sich ihr Interesse an mir in Grenzen. Also blieb ich die meiste Zeit mir selbst überlassen.

An jenem Tag lief wie immer der Fernseher – Mum hatte mir die Fernbedienung in die Hand gedrückt und befohlen, da sitzen zu bleiben. Doch ich hatte keine Lust mehr fernzusehen. Ich hatte alles gelesen, was es im Haus gab (gut – so viele Bücher besaß sie nicht), und langweilte mich.

Durchs Fenster entdeckte ich Mum, die mit geschlossenen Augen im Liegestuhl lag. Ich weiß noch, dass ich das Gesicht an die Scheibe drückte, damit sie die Augen aufschlug und mich ansah. Doch das tat sie natürlich nicht. Als ich mich widerstrebend abwandte, bemerkte ich ihren Laptop, der aufgeklappt auf dem Tisch stand. Ich drückte eine Taste und er leuchtete auf. Mum hatte Wein bestellt und vergessen, sich auszuloggen. Wein war für eine Sechsjährige nicht sonderlich interessant, doch ich hatte zugesehen, wie meine Mutter

auf der Tastatur tippte, und verstanden, wie es funktionierte. Wie sich herausstellte, hatte ich auch ziemlich viel von dem, was sie getippt hatte, in meinem fotografischen Gedächtnis gespeichert: zum Beispiel ihre Bankdaten, ihre PIN-Nummer und ihr Passwort. In den nächsten Stunden unternahm ich einen eigenen Großeinkauf.

Ich war begeistert, als Tage später fünfundzwanzig Pakungen mit Süßigkeiten, hundert Flaschen Limonade, ein Labradorwelpen und drei siamesische Kätzchen geliefert wurden. Meine Mutter war weniger entzückt. Obwohl ich mich freudig zu meinem Einkauf bekannte, glaubte sie mir nicht, sondern sah sich als Opfer eines irgendwie gearteten Passwortdiebstahls.

Da ich nichts von dem, was ich gekauft hatte, behalten durfte, probierte ich es nicht noch mal. Doch ich hatte eine wunderbare neue Welt entdeckt, über die ich die totale Kontrolle ausübte. Für ein kleines, einsames und machtloses Kind war das der reine Wahnsinn.

Mit acht konnte ich mich durch die meisten Verschlüsselungen und Firewalls hacken, und auch wenn mich niemand verdächtigte, war ich so schlau, meine Spuren gut zu verwischen. Mir war schon klar, dass diese Beschäftigung nicht ganz rechtens war. Doch meine Beweggründe waren unschuldig, es machte mir einfach Spaß, Codes zu knacken – das faszinierte mich, ohne dass ich mich für die Geheimnisse, Daten oder finanziellen Hintergründe der Leute interessierte. Es gab mir einen Kick, verschlossene Türen zu öffnen.

Ich muss wohl kaum erwähnen, dass ich im Umgang mit anderen Achtjährigen weniger begabt war. Mit Barbies konn-

te ich nichts anfangen. Die Vorstellung, Freunde zu haben, gefiel mir gut, ja ich sehnte mich nach Freunden. Doch ich konnte nicht gut genug so tun, als wäre ich normal. Ich verstand nicht, warum die Kinder etwas dagegen hatten, dass ich den Ausgang irgendeines Spielplatzspiels mathematisch vorhersagte, ehe sie auch nur begonnen hatten. Ebenso wenig kapierte ich, dass es bei *Memory* genau darum ging, sich *nicht* an alle Bilder zu erinnern. Es dauerte nicht lange, bis ich nicht mehr mitspielen durfte.

Die Schule war das Schrecklichste. Stundenlang dazusitzen und sich Vorträge über veraltete Fakten und überflüssige Theorien anzuhören. Und zu Hause war es auch nicht besser ... Colin ertrug mich gerade noch, doch Ted hasste mich von Tag zu Tag mehr.

Tausendmal hatte ich erwogen wegzulaufen, aber ich wusste nicht genau, wie. Deshalb begnügte ich mich jahrelang mit einer Art virtueller Flucht. Ich konnte jeden Computer mit illegal heruntergeladenen Spielen ausstatten und fand großen Trost darin, jemand anderer zu werden, jemand mit Macht, der massenhaft virtuelle Feinde vernichten konnte. Die Spiele entwickelten sich zu meinem *wahren* Leben. Nur ihretwegen wurde ich nicht verrückt ... bis ich eine noch spannendere Welt entdeckte.

Ich war elf und hatte mittlerweile angefangen, die Schule zu schwänzen. Anfangs fast unabsichtlich: An einem Montagmorgen schaffte ich es nicht, an der Schule aus dem Bus zu steigen, und bis Donnerstag hatte ich die Stadtbibliothek für mich entdeckt. Dort gab es reihenweise Computer, Regale über Regale voller Bücher, und niemand störte einen. Wieso